

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 149.

Berlin, Sonnabend den 13. Dezember

1845.

Marokko.

Die französische Diplomatie in Marokko.

Erste diplomatische Verbindungen zwischen Frankreich und Marokko. — Gannerreich eines Konsuls. — Muley-Ismael. — Ein marokkanischer Gesandter in Paris. — Bispworte und Anekdoten. — Feiroch's Antrag. — Maurischer Geschäftstil. — Fiteisreit. — Napoleon und Muley-Solimän. — Schluß-Bemerkungen.

Die unerwartete Schild-Erhebung Abd el Kader's scheint den kaum abgeschlossenen Frieden zwischen Frankreich und Marokko schon wieder in Frage zu stellen und einen neuen Bruch wahrscheinlich zu machen. Ob der kühne und an Hülfquellen uner schöppliche Emir sich selbst zum Beherrscher des maurischen Reichs aufwirft, oder ob er den jetzigen Kaiser zwingt, an seinem Kampfe gegen die Ungläubigen theilzunehmen — in jedem Fall bereitet sich diesem Lande, einer der letzten Vormauern des Muhammedanismus, eine wichtige Krisis vor. Die Franzosen werden in der aufzuführenden Staats-Action ohne Zweifel die Hauptrolle spielen, und es ist daher zur richtigen Beurtheilung der gegenwärtig zwischen beiden Staaten existirenden Verhältnisse nöthig, einen historischen Ueberblick ihrer früheren Beziehungen zu erhalten. Einen solchen finden wir in einem erst vor kurzem erschienenen französischen Werke, dessen Verfasser, Herr Thomassy, zu den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Zutritt hatte und namentlich die handschriftlichen Berichte und Memoiren Vidou de Saint-Dion's benutzte, der unter der Regierung Ludwig's XIV. Gesandter in Marokko war. Saint-Dion hatte den Auftrag, die Traktate, die bereits zwischen seinem Hofe und dem Scherif von Marokko bestanden, zu erneuern und für die Dauer zu reguliren, und seine Unterhandlungen, auf die man sich bei allen späteren Verträgen stützte, dienen noch heute als Grundlage zu den diplomatischen Verbindungen Ludwig's Philipp's und Muley-Abderrhaman's.

Nach Herrn Thomassy waren die Franzosen die ersten Europäer, die mit dem Reiche Marokko in Berührung kamen, und zwar schon im Jahre 1402. So viel ist gewiß, daß Johann von Bethancourt, ein Edelmann aus der Normandie, sich um diese Zeit der kanarischen Inseln bemächtigte, die von einem zum Berber-Stamm gehörigen Volke bewohnt waren. Die erste Sorge Bethancourt's war, die Eingebornen nach der im Mittelalter üblichen Art zum Christenthum zu bekehren; aber seiner Frömmigkeit zum Troß gilt er für den ersten Europäer, der einen Handel mit Sklaven von dem benachbarten Kontinent her eröffnete. Seine Haupt-Niederlassung gründete er auf der Insel Pancerota, indem er sich zum Vasallen des Königs von Castilien erklärte, den er seinem natürlichen Lehnherrn vorzog — wahrscheinlich weil er von diesem, seiner größeren Entfernung halber, keine Unterstützung zu erwarten hatte. Frankreich war damals von inneren Unruhen zerrissen und außer Stande, an die Erwerbung so entlegener Gebiete zu denken; um so eifriger waren die Portugiesen bemüht, sich an der afrikanischen Küste festzusetzen, und dreizehn Jahre nach der Expedition Bethancourt's eroberten sie von den Mauren die Festung Ceuta. Die Entdeckungen, die auf Antrieb ihres berühmten Infanten Dom Henriquez bewirkt wurden, und der ununterbrochene Verkehr, den sie mit den westlichen Theilen Marokko's unterhielten, verdoppelten ihren Eroberungs- und Bekehrungs-Eifer. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts nahmen sie Besitz von Tanger, Alcazar, Seguer, Arzilla, Mogador und beherrschten durch diese Festungslinie die ganze westliche Seeküste. Aber ihre schnelle Größe schwand eben so schnell wieder dahin, und der unglückliche Tod ihres ritterlichen Monarchen Dom Sebastian auf den Gefilden von Alcazar machte der ruhmvollen Laufbahn der Portugiesen ein Ende. Von allen ihren Eroberungen behielten sie nur Ceuta und Tanger, um auch diese in der Folge einzubüßen; ersteres kam an Spanien und letzteres als Mitgift der Infantin Katharina an England.

Die Franzosen hatten bereits ihre Handels-Agenten zu Tripolis, Tunis, Bona und Algier, als sie im Jahre 1577 zuerst ein Konsulat in Fez errichteten. Wie es scheint, waren die Functionen des neuen Beamten von doppelter Art; außer der Verpflichtung, die Interessen der Kaufleute und des Handels wahrzunehmen, sollte er noch die Auslösung der französischen Gefangenen betreiben. Im Jahre 1617 ward ein gewisser Castellane aus Marseille zu diesem Posten ernannt, der durch eine eben so niederträchtige als unpolitische Handlung sich selbst und seine Nation mit Schmach bedeckte. Fez wurde damals von Muley-Feidan, dem jüngsten Sohne Muley-Hamet Almanfor's, beherrscht, der sich schon seit einiger Zeit im Kriege mit seinem älteren Bruder, dem regierenden Kaiser, befand. Der Konsul wußte sich die Freund-

schaft dieses Prinzen zu erwerben, der ihm eine Sammlung von viertausend prachtvoll eingebundenen und höchst seltenen Büchern anvertraute, die er nach einem sichern Orte schaffen sollte. Statt dessen schiffte sich der treulose Castellane damit nach Frankreich ein; aber er hatte den Raub umsonst begangen, denn auf der hohen See wurde er von einem spanischen Fahrzeuge aufgefangen, und die literarischen Kleinodien, die er für die Bibliothèque du Roi bestimmt hatte, fanden ihren Weg nach Madrid. Der mit Recht erbitterte Muley-Feidan ließ alle Franzosen einfekern, die ihm in die Hände fielen, und konfiszierte ihr Vermögen. Um diesen Zwispalt wieder auszugleichen, wandte man sich an den türkischen Sultan, den der maurische Fürst vor kurzem als seinen geistlichen Oberherrn anerkannt hatte, und auf Ansuchen des französischen Gesandten in Konstantinopel ließ die hohe Pforte ihm die Befreiung der Gefangenen anempfehlen, da Castellane ein Betrüger sey, der seine Beglaubigungsschreiben selbst geschmiedet habe und von dem französischen Hofe nicht anerkannt werde. Ob diese Behauptung gegründet war, ist freilich etwas zweifelhaft, aber sie hatte die beabsichtigte Wirkung, die französische Ehre in den Augen des marokkanischen Fürsten wieder herzustellen.

Es verdient Bemerkung, daß der folgende Konsul seine Stelle von dem französischen Ministerium für die Summe von 4000 Fr. erkaufte, wogegen man ihm das Recht einräumte, zu seinem eigenen Vortheil einen Zoll von zwei Prozent auf alle Waaren zu legen, die auf französischen Schiffen in Marokko ein- und ausgeführt würden. Der zwischen beiden Staaten abgeschlossenen Verträge ungeachtet, wurden mehrere dieser Fahrzeuge von den in Salee hausenden Korsaren genommen, und Richelieu mußte im Jahre 1630 ein Geschwader von drei Kriegsschiffen gegen diesen Hafen absenden, um Genugthuung zu fordern. Die Gefangenen erhielten zum Theil ihre Freiheit, und man ließ einen Konsul in Salee zurück, um künftige Unannehmlichkeiten dieser Art zu verhindern. Als die Engländer (1662) in Besitz von Tanger gelangten, bemühten sie sich, die Franzosen in der Gunst des marokkanischen Hofes auszuspechen; die diplomatische Gewandtheit der Letzteren siegte jedoch über ihre Gegner, da auch die Eifersucht des Kaisers durch eine so mächtige Nachbarschaft erregt ward. Erst als die Engländer im Jahre 1684 die Festung wieder aufgaben, fing der Monarch an, sich ihnen genügter zu erweisen; aber nach einigen Zwistigkeiten, wozu die ewigen Seeräuberien der Mauren den Anlaß gaben, gewann Frankreich seinen ganzen Einfluß wieder, sobald Muley-Ismael die von Ludwig XIV. errungenen Siege erfuhr. Er war von dem engen Bündniß unterrichtet, das zwischen dem französischen König und der ottomanischen Pforte bestand, und wünschte selbst nichts sehnlicher, als einen mächtigen christlichen Alliirten zu besitzen. Wenn Ludwig der Türken wegen so häufige und so kräftige Diversionen zu ihren Gunsten am Rhein, in Italien und in den Niederlanden unternahm, konnte der allerchristlichste Monarch nicht eben so gut den maurischen Kaiser gegen die Spanier unterstützen, die sich noch in Ceuta hielten? Eine solche Aussicht durfte nicht vernachlässigt werden, und um das Bündniß zu Stande zu bringen, schickte Muley-Ismael mehr als Eine Gesandtschaft nach Frankreich. Aber der doppelte Zweck, der ihn zu diesem Schritte bewog — denn religiöse Eifersucht auf seinen großen Nebenbuhler, den türkischen Sultan, war in ihm eben so mächtige Triebfeder, als der Wunsch, sich der Ungläubigen zu entledigen — wurde in Paris nicht richtig verstanden. Ludwig war der Meinung, wenn der Kaiser seines Beistandes gegen die Spanier bedürfte, so wäre es nur billig, daß er seinerseits die Partei Frankreichs gegen die Algerier nehme, deren Raubzüge der französischen Schiffahrt großen Schaden zufügten. Er kannte den Geist des Ismael's zu wenig, um wissen zu können, daß es Muley-Ismael unmöglich sey, mit Christen gegen Muselmänner zu sechten, da ein solches Verfahren sowohl dem Herkommen als den Satzungen des Korans zuwider wäre. Aus diesem Grunde tappte man fortwährend im Dunkeln, und selbst die Gesandtschaft Saint-Dion's an den maurischen Hof blieb in ihren Hauptresultaten fruchtlos, obwohl, wie schon erwähnt, die von ihm vorgeschlagenen und mit dem maurischen Botschafter in Paris erörterten Bedingungen von dieser Zeit an als Basis der zwischen beiden Höfen bestehenden Verhältnisse dienten, die eher auf mündlichem Uebereinkommen als auf wirklich geschlossenen und ratifizirten Verträgen beruhten. Wenn der Hauptzweck Muley-Ismael's, einen Bundesgenossen gegen die Spanier zu finden, und der Ludwig's XIV., Unterstützung gegen die algerinischen Korsaren zu erlangen, sich als gleich unausführbar erwiesen, so konnte man sich desto eher über die Handels-Beziehungen verständigen, in denen beide Monarchen ihren Vortheil erblickten.

Als Saint-Dion in Mequinez ankam, wo Muley-Ismael damals seine Residenz hatte, versprach Alles seiner Mission einen günstigen Erfolg. Der

marokkanische Herrscher war hoch erfreut, ihn zu sehen, und bezeugte das innigste Verlangen, in engere Verbindung mit dem „Kaiser der Christenheit“ zu treten. Aber die Aufnahme des Gesandten wurde merklich kühler, als man die Entdeckung machte, daß er keine Vollmacht habe, über den Gegenstand zu unterhandeln, um den es dem Scherif am meisten zu thun war. Bei aller diplomatischen Feindschaft des Gesandten scheint er die häufigen Anspielungen auf das Bündniß der Franzosen mit der Pforte nicht verstanden zu haben, und der Stolz Muley-Ismael's wurde durch den Vorzug verwundet, den sie der Türkei angedeihen ließen. War nicht er, der direkte Abkömmling des Propheten und das geistliche Haupt der Moslem, dem Sultan in jeder Hinsicht gleich? Warum denn sollte der christliche Monarch den Letzteren vorziehen? Die wachsende Kälte des Scherifs bemerkend, kehrte Saint-Dion unverrichteter Dinge nach Paris zurück, wohin ihm jedoch bald ein Bevollmächtigter Muley-Ismael's folgte, welchen dieser abgefertigt hatte, um einen letzten Versuch in dieser Angelegenheit zu machen. Abdallah Ben-Kissa (so hieß der maurische Botschafter) war in früheren Jahren Gefangener in England gewesen, wo ihn der Herzog von York, der in der Folge unter dem Namen Jakob II. den britischen Thron bestieg, mit Güte behandelte und ohne Lösegeld in seine Heimat entließ. Aus Dankbarkeit für diese und andere Günstbezeugungen war er seitdem der treueste Anhänger Englands, dessen Interessen er auf jede Weise zu fördern suchte. Durch einen merkwürdigen Wechsel des Glücks traf er seinen alten Wohlthäter als Verbannten in der französischen Hauptstadt. Das Unglück Jakob's diente nur dazu, die Anhänglichkeit des Mauren zu verstärken, und zum Erlaunen der französischen Höllinge, die für einen gestürzten und machtlosen Fürsten nur wenig Sympathie fühlten, hörte er nicht auf, ihm die tiefste Ehrfurcht und den wärmsten Antheil zu bezeugen. Er bewunderte den französischen König wegen seines Reichthums, seiner Macht, seiner glänzenden Siege und seines Ruhms, der bis jenseits des Atlas gedrungen war — aber er liebte den unglücklichen Jakob, den er „seinen theuren Herrn“ nannte. Bei dem letzten Besuche, den er kurz vor seiner Abreise der gefallenen Majestät abfahrrte, kniete er nieder und sagte dem Stuart mit Thränen Lebewohl, indem er ihm ein werthvolles Geschenk darreichte.

Während Ben-Kissa sich in Verbindung mit Saint-Dion bemühte, ihre gegenseitigen Instructionen in Einklang zu bringen, um einen definitiven Traktat abzuschließen, behandelte Ludwig nebst seinem ganzen Hofe den marokkanischen Gesandten mit unerhörter Auszeichnung. Man überhäufte ihn mit Artigkeiten und gab ihm die glänzendste Feste; er sollte um jeden Preis für das französische Interesse gewonnen werden. Von einem Manne, der sich gegen einen entthronten Fürsten so dankbar zeigte, konnte ein mächtiger Herrscher die erspriechlichsten Dienste erwarten. Aber trotz aller Bewunderung, die ihm der glänzende Hof von Versailles einflößte, verleugnete Ben-Kissa nie die würdevolle Ruhe, die den Orientalen charakterisirt. Seine treffenden Antworten und Widreden, die von den Parisern mit großem Eifer gesammelt wurden, erwarben ihm unter den Umgebungen des Grand Monarque einen höchst vortheilhaften Ruf. Als man ihn eines Tages fragte, warum ein Muselmann so viele Weiber habe, erwiederte er, daß er mehrere Frauen seines Landes bedürfe, um die Eigenschaften in ihnen zu finden, die eine einzige Französin in sich vereinige. Wie es scheint, hatte er sich in dieser Antwort seinen Herrn zum Muster genommen. Muley-Ismael äußerte nämlich zu Zeiten — denn er war etwas veränderlicher Natur — die größte Bewunderung für Ludwig XIV., wodurch sich einer von seinen Wänstlingen zu der Bemerkung veranlaßt fühlte: „wenn er dem Kaiser der Christenheit zu gleichen wünsche, so müsse er seine Unterthanen nicht in höchst eigener Gegenwart enthaupten lassen und noch viel weniger ihnen selbst die Köpfe abschlagen.“ — „Recht gut,“ entgegnete der Kaiser, „aber Ludwig herrscht über Menschen, während ich nur über Thiere herrsche.“ (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Familie Orleans.

(Schluß.)

Ludwig XIV. wurde krank und starb, und Orleans, als der nächste Verwandte, wurde, obgleich gegen die eigentliche Bestimmung des Königs, zum Regenten für den unmündigen Ludwig XV., den Urenkel Ludwigs XIV., ernannt. Sohn und Enkel waren dem greisen Könige ins Grab vorgegangen.

Frankreich barg gewaltige Grundlagen, mächtige Keime einer politischen und socialen Umwälzung in sich; die Regentschaft trug dadurch, daß sie die Leiden des Volkes noch härter und verzweifelter machte, zur Entwicklung jener Keime bei und führte sie dem Durchbruch entgegen. Einmal Regent geworden, glaubte Orleans sich noch weniger als früher verpflichtet, irgend eine Fessel sich anzulegen; er und seine Roués, Dubois, Voglie, Larochehoucault u. A., wetteiferten unter einander in cynischen Lässen und Lastern. Die Angelegenheiten des Landes ließ er in den Händen unfähiger oder nichtswürdiger Kreaturen, er ergriff finanzielle Maßregeln, welche den ersten und einfachsten Gesetzen der Ehre und Rechlichkeit Hohn sprachen; er vernichtete den Kredit, untergrub Handel und Gewerbe und mißbrauchte die Justiz, um seinen persönlichen Feinden zu schaden. Weder die bisweilen laut werdenden Stimmen ersten Tadel, noch die häufig und ganz öffentlich verbreiteten Satiren auf den Regenten und seine Umgebung konnten jene Roués erröthen machen; sie ließen sich nicht einmal dadurch bewegen, eine decentere und weniger anstößige Form zu beobachten. Man begünstigte sich damit, die freimüthigsten jener Schriftsteller in die Bastille zu werfen.

So ging es fort, bis der Herzog von Orleans, einige Zeit nachdem er dem mündig gewordenen Ludwig XV. die Regierung übergeben und ins Ministerium zurückgetreten war, den 23. Dezember 1723 mitten im Schlamme der Wollust starb. Der junge König, weibisch und selbstfüchtig, wie er war, setzte das Werk des Regenten würdig fort.

Ludwig Philipp von Orleans, der Sohn des Regenten, war 1703 geboren und ging unbemerkt und ohne eine andere Spur als seine Nachkommen zu hinterlassen, mitten unter den Leiden seines Vaterlandes und der Schande seines Hofes über den Schauplatz des Lebens hinweg.

Auch sein Sohn, 1725 geboren, war ein schwacher, nichtsagender Mensch, wie sein Vater, nur weniger ehrenhaft. Er vermählte sich mit einer Prinzessin von Conti, einem wollüstigen, üppigen Weibe, welche sich ganz öffentlich und ohne Hehl preisgab. Nachdem er sich weder im Guten noch im Bösen irgendwie ausgezeichnet, starb er den 18. November 1785.

Die politischen Ereignisse unter der Regierung Ludwigs XV. auch nur anzudeuten, würde uns weit über unser Ziel und die uns gesteckten Grenzen des Raumes hinausführen. Es genüge, daran zu erinnern, was Jedem bekannt ist, daß nämlich Ludwig XV. während einer vierzigjährigen Herrschaft Alles that, um Frankreich nach Außen zu demüthigen und nach innen auszusaugen, so daß er es vollends an den Rand des Abgrunds brachte, von welchem es nur durch eine kräftigere Hand, als die seines Nachfolgers Ludwig XVI. war, vielleicht noch hätte zurückgerissen werden können. Die Revolution brach aus und gab wieder einem Orleans Gelegenheit, sich seiner Väter würdig zu zeigen, ja an Schandlichkeiten sie noch zu überbieten.

Ludwig Philipp Joseph, der Sohn des letztgenannten Herzogs von Orleans, war den 13. April 1747 geboren. Seine Mutter, eine freche Messaline, führte ein solches Leben, daß man dem Sohne die Ebenbürtigkeit bestritt, und er selbst war später der Erste, welcher ausrief: „Ich bin der Sohn des Kutschers meiner Mutter.“ Auch hat sein Vater ihn bis zum Tode nie als Sohn anerkannt. Seine Kindheit bietet nichts gerade Merkwürdiges dar. Als Jüngling ergab er sich denselben Ausschweifungen, durch die seine Väter sich ausgezeichnet hatten und trug seine Laster mit derselben Schamlosigkeit, wie jene, zur Schau. Nur war er gefährlicher als sie, da er durch äußere Liebeshwürdigkeit sich viele Freunde erworben und auf diese und wieder durch diese einen großen Einfluß ausübte. Alle, die sich ihm näherten, mußte er für sich einzunehmen; er war von hohem, kräftigem Wuchs, hatte eine hohe Stirn und angenehme Züge, nur war sein Antlitz durch die Ausschweifungen früh gesunken und sein Haupt des Haars beraubt worden; sein Lächeln war lebenswürdig und seine Rede bezaubernd. Er suchte sich dem Volke zu nähern, wo er nur konnte. Dabei vernachlässigte er nicht, wie er sich ausdrückte, das Interesse seines Hauses. Er war einer der reichsten Prinzen, und doch gab er fortwährend Beweise der widerwärtigsten Habgucht; fast alle seine Nachbarn brachte er ins Unglück, indem er ihnen erst irgendwie eine Falle legte und sie dann in Prozesse verwickelte, die er immer gewann. Da er die Aussicht hatte, die reiche Erbschaft des Prinzen von Lamballe an sich zu bringen, verstrickte er diesen so in ein Netz von Lastern, daß der Unglückliche in Folge seines wüsten Lebens eines eben so frühen als elenden Todes starb.

Vom Jahre 1789 an begann er öffentlich seine Gesinnungen gegen den König zur Schau zu tragen. Es hat etwas Widriges und Gehässiges, wenn man sieht, wie er gegen diesen, seinen nahen Verwandten, wüthete, von dem ihm nur Gutes und Freundliches widerfahren war. Der erste indirekte Angriff, den er auf den König machte, bestand darin, daß er, um das Volk aufzuwiegen, alles Getraide aufkaufte und dies durch einen feilen Agenten nach England verhandeln ließ. Derselbe, Ducrest mit Namen, hatte zugleich den Auftrag, die britischen Diplomaten zu sondiren und ihnen zu versichern, daß die Orleans stets ihre Freunde seyn würden. Nachdem er so die Noth herbeigeführt hatte, ließ er Almosen an das hungernde Volk vertheilen; diese beliefen sich im Ganzen nur auf 3000 Livres, nichtsdestoweniger glaubte das Volk an seine Großmuth und nannte ihn seinen Wohlthäter. Dann organisirte er den Aufruhr förmlich; er besoldete Volksredner, welche die Massen aufforderten, die Sklavenketten zu zerbrechen und ihr Joch abzuschütteln, versammelte die Führer der Unzufriedenen in seiner Wohnung, dem Palais-Royal, und errichtete daselbst einen Revolutionsausschuß. Um diese Zeit zog er zwei der berühmtesten Verbrecher, Cosmé und Poypart de Beaubourg, an sich, die unter seinem Schutze offen und ungestraft die schreiendsten Frevelthaten begingen. Unterstützt von Sieyès, Mirabeau, Balence und Dumouriez, bereitete er Alles vor, um die königliche Familie zu stürzen, und indem er Alle, Freund und Feind, täuschte, in seiner Person das constitutionelle Königthum zu proklamiren. So brachte er es dahin, daß er, nachdem er in Orleans durchgefallen war, in einer kleinen Landschaft zum Deputirten erwählt wurde. Mit wenigen Ausnahmen waren sämmtliche Abgeordnete mehr oder minder seine Kreaturen oder doch wenigstens Feinde des Königs. Der erste Ausbruch der Volkswuth war gegen zwei Fabrikherren, Réveillon und Purin, gerichtet, die ihre Arbeiter auf alle Weise geprügelt hatten. Ihre Häuser wurden zerstört. Soldaten wurden gegen das Volk geschickt, und es kam zu einem erbitterten und blutigen Kampfe, bei welchem Orleans selbst auf Seiten des Volkes sich betheiligte. Es ward gegen die Auführer ein Prozeß eingeleitet, und der Hof nahm dem Parlamente die Instruction desselben. Orleans schrie gewaltig über diesen Mißbrauch der Gewalt; als man ihm indessen drohte, auch ihn als Mitschuldigen anzuklagen, hatte er nichts eiliger zu thun, als sich zu entschuldigen, in öffentlichen Blättern jede Theil-

nahme an dem Aufreibe zu leugnen, und sein Bedauern, ja sogar seine Mißbilligung und Entrüstung darüber auszusprechen.

Als das Parlament eröffnet wurde, erschien Orleans unter den Abgeordneten des dritten Standes und verschmähte die Ehre, zu welcher er durch seine Geburt berechtigt war, auf der Bank der Prinzen von Orléans zu sitzen. Das erwarb ihm für einen Augenblick die Gunst des Volkes in hohem Grade. Dennoch aber zeigte er während der Verhandlungen eine Schwäche und Feigheit, die oft ins Lächerliche ging. So hielt er in der Adels-Kammer einmal eine heftige Rede. Einer der Anwesenden, durch die Hitze im Saal belästigt, rief laut: „Man öffne das Fenster!“ Orleans, welcher meint, man wolle ihn zum Fenster hinausstürzen, wird verwirrt, erbleicht und sinkt ohnmächtig nieder. Man bringt ihn in ein benachbartes Zimmer, giebt ihm zu trinken und knöpft, um ihm das Athmen zu erleichtern, sein Oberkleid auf. Man denke sich das allgemeine Erstaunen, da man entdeckt, daß er einen Ledernen und darüber einen stählernen Harnisch auf der Brust trägt. Trotz dieses und ähnlicher Züge hatte er doch eine bedeutende Mehrheit für sich.

Die Haltung des Hofes war schlaff und schwankend. Auf die Nachricht von der Annäherung neuer königlicher Truppen organisierte sich vom Palais-Royal aus ein neuer Aufstand, der viel Blut kostete und der die Stürmung der Bastille zur Folge hatte. Wir müssen uns darauf beschränken, ganz kurz zu sagen, daß ungeachtet des Fortschrittes der Revolution und ungeachtet der Förderung, welche dieselbe dem Herzog von Orleans zu danken hatte, doch dessen Hauptplan, den König zu stürzen und sich zum General-Statthalter des Reiches ernennen zu lassen, an dem festen Widerstande Robespierre's und der beiden Brüder Lameth scheiterte. Die Ereignisse der folgenden Jahre, das meist selbstverschuldete Unglück der königlichen Familie, ihre vereitelte Flucht und ihre gezwungene Rückkehr nach Paris sind bekannt und interessieren uns hier auch nur, insofern der Herzog von Orleans eine Rolle dabei spielte. Diese war, wie von Anfang an, eine zweideutige und erbärmliche. Er hing immer in der Schwere zwischen dem Begehren, sich der Krone zu bemächtigen, und der Furcht, Hand anzulegen. Es fehlte ihm bei aller seiner Verworfenheit doch an jener Größe und an dem Heldenthum im Schlechten, welches Alles aufs Spiel setzt. Die Häupter der Bewegung schritten ihm zu langsam vorwärts, und doch wagte er nicht, sich an die Spitze zu stellen. Endlich entschloß er sich, den König aus dem Wege räumen zu lassen; er fand auch einen Glenden, der dem Könige auslauerete und ein Pistol in seinen Wagen hinein abfeuerte. Allein der Schuß ging fehl und tödtete ein armes Weib, die sich in der Nähe befand. Der Mörder entrann im Gedränge, und man ist seiner nicht habhaft geworden. Weniger bekannt als die eben erzählte Thatfache ist vielleicht dies, daß der König an demselben Tage, als er die Stufen des Stadthauses hinaufstieg, einen Dostschick erhielt, welchen er im Augenblicke gar nicht fühlte. Erst als er sich des Abends entkleidete, sah man die angeschwollene Wunde. Es wurde allen Anwesenden das Versprechen abgenommen, den Vorfall zu verschweigen, und sie haben lange Zeit Wort gehalten.

Vom neuem suchte Orleans durch wiederholtes Aufkaufen des Getraides, welches er wiederum nach England schickte, dem Lande Verlegenheit und Noth zu bereiten. Lafayette machte ihm lebhaftere Vorwürfe darüber und erhob in seinem Zorne die Hand, um dem Prinzen eine Ohrfeige zu geben. Bestürzt wich dieser zurück und fiel in einen Lehnstuhl. Lafayette befahl ihm, sogleich zum Könige zu gehen, und dieser verpflichtete ihn, Frankreich zu verlassen. Obgleich von seinen Parteigängern zu bleiben aufgefordert, hatte er doch nicht den Muth, Lafayette's Drohungen zu trotzen, und reiste am 16. October nach England ab, nachdem er in Boulogne von einer gedungenen Schaar empfangen und begleitet war, welche schreien, man möchte doch den Ketzer des Vaterlandes nicht ziehen lassen. Vorher schrieb er noch einen sehr artigen und demüthigen Brief an den König, worin er sich für das große Vertrauen Sr. Majestät bedankte, welches ihn mit einer wichtigen und geheimen Sendung nach England beehrt hätte, und worin er versprach, Alles, was in seinen Kräften stände, für des Königs und des Landes Wohl zu thun. Wirklich that er auch etwas; er schickte nämlich aus Furcht vor Repressalien von Seiten des Hofes das nach England versandte Getraide nach Frankreich zurück. Er blieb nicht lange in England; seine Partei in den Kammern setzte es durch, daß ihm erlaubt wurde, zurückzukehren, unter dem Vorwande, er müsse als Deputirter persönlich seinen Bützerleid leisten. Er kam; triumphirend betrat er die Tribüne und schwur ewige Treue der Nation, dem Gesetz und dem Könige.

Die Straßlosigkeit machte ihn immer kühner; er war thätiger als je um das Gelingen seiner Pläne bemüht. Nach der Gefangennehmung der königlichen Familie veröffentlichte er in den Tagesblättern eine heuchlerische Erklärung, worin er die Regenschast von sich ablehnte, die noch Keiner ihm angetragen hatte. Um dem Volke zu schmeicheln, nannte er sich Egalité, rühmte sich, er sey kein Prinz von Orléans, sondern nichts als ein Sans-culotte u. s. w. Allein, wie schon gesagt, er erreichte nicht, was er wollte. Robespierre erkannte und durchschaute seine Absichten und war mit Erfolg bemüht, dieselben zu vereiteln. Schon sprach man leise und bald lauter von seinen selbstsüchtigen und ehrgeizigen Gesinnungen, und es fehlte nicht viel, so hätte man Philipp-Egalité und seine Familie aus Frankreich verbannt.

Unterdessen waren die Tuilerieen gestürmt, und der König sah mit den Seinen im Temple gefangen und erwartete das Urtheil der Nation. Endlich kam der Tag seines Verhörs heran. Alle Sectionen des National-Konvents, alle Verwaltungsbehörden waren versammelt. Ludwig XVI. wird hereingeführt. Bei dem Anblick des unglücklichen Königs verbreitet sich eine tiefe und dauernde Bewegung in der Versammlung. Nur Orleans, den die Bande der Blutsverwandtschaft mit Ludwig XVI. verknüpften, blieb ungerührt; während

der ganzen Verhandlung hielt er mit frechem Hohne seine Vornetzte auf den Angeklagten gerichtet. Der Verlauf des Prozesses ist bekannt. Täglich hielt Orleans während dieser Zeit wüste Gelage in seinem Palais-Royal; er erwartete mit Ungeduld den Ausgang, obgleich er ihn wohl ahnen konnte. Hatte er doch Dumouriez nach Paris kommen lassen, damit dieser ihn nach Ludwig XVI. Tode zum Könige ausrufe. Als die Reihe zu stimmen an ihn gekommen war, sprach er mit ruhiger und fester Stimme das „Schuldig“ aus. Allgemeiner Unwille gab sich da gegen ihn kund; selbst diejenigen Deputirten, welche am eifrigsten und entschiedensten für den Tod gestimmt hatten, verhehlten nicht ihren Abscheu vor dem Ungeheuer, das ohne Unruhe und Schmerz sein eigen Blut zum Tode verdammt. Auf die zweite Frage, ob das Urtheil der Bestimmung des Volkes unterworfen werden sollte, stieg Orleans mit blutiger Eile auf die Rednerbühne und las (denn er konnte durchaus nichts auswendig reden) folgende Worte ab: „Ich habe nur meine Pflicht vor Augen; ich sage: nein!“ Diese Worte erregten die ärgste Verachtung gegen ihn; sogar die wüthendsten Republikaner erhoben sich in Masse und riefen: „O, wie schrecklich! O, das Ungeheuer!“ und einer der Richter rief aus: „Franzosen, der Konvent ist kein Tribunal gewesen; wäre er dies, so hätte er nicht angesehen, wie der nächste Verwandte des Schuldigen seinem Gewissen und seiner Scham zum Trost sich nicht zurückgezogen.“

Der Tag, welcher Ludwig's XVI. Loos entschied, bestimmte auch das des Herzogs von Orleans; alle Welt verließ ihn; seine Rolle war ausgespielt. Den 21. Januar 1793 wurde der König hingerichtet. Der Herzog hielt in der Nähe; als das Haupt Ludwig's XVI. fiel, sah man ihn lächeln; eine wilde Freude glänzte in seinen Augen; er dachte wohl nicht, wie bald er folgen sollte.

Von nun an verließ ihn die Ruhe; er fürchtete den Tod noch mehr als sonst. Kaum wurde Jemand bei ihm vorgelassen, und geschah dies, so wurde man vorher von seinen Dienern durchsucht und auf jedem Schritt von mißtrauischen und argwöhnischen Augen bewacht. Er hatte Grund, zu fürchten; wie er Alle getäuscht hatte, so ließ Alles ihn jetzt im Stich. Dumouriez hatte sich zum Heere begeben, und kurz darauf erfuhr man, daß er mit dem Herzoge von Chartres, dem Sohne Egalité's und jetzigen Könige der Franzosen, zum Feinde übergegangen sey. Deshalb angegriffen, erklärte der Herzog von Orleans seinen Sohn für einen Verräther und sich bereit, denselben mit eigener Hand zu tödten. „Glender!“ rief ein Deputirter aus, „es wäre nicht der erste deiner Familie, den du hingeopfert hättest!“ Man hatte sich immer mehr von dem falschen Spiele überzeugt, wodurch er alle Parteien hintergangen; er wurde angeklagt und mit seiner Gemahlin verhaftet. Beim Anblick der Soldaten weinte er, wie gewöhnlich, wenn er Furcht hatte; er warf sich nieder und rief, wie früher: „Ich bin kein Bourbon. Ich bin der Sohn eines Bedienten und heiße Egalité!“ Umsonst! er wurde vor das Tribunal des Rhone-Departements gestellt. Bestochene Richter sprachen ihn frei. Dennoch blieb er noch sechs Monate im Gefängniß zu Marseille. Von da wurde er nach Paris gebracht und vor den Konvent gestellt. Obgleich er im Verhör alle Schuld leugnete, wurde er doch seiner Verrätherei überführt und zum Tode verdammt. Auf dem Wege zum Richtplatze zitterte und weinte er. Das Volk verhehlte ihm seinen Abscheu nicht, sondern mißhandelte ihn mit dem rohesten Spott und dem bittersten Hohne. Ja so weit ging die Verachtung, welche Jeder gegen ihn empfand, daß einer der Mitverurtheilten sich weigerte, in demselben Karren mit dem Ungeheuer zur Guillotine zu fahren. Im Angesicht des Palais-Royal, des Schauplatzes seiner Schandthaten, starb er den 6. November 1793 auf demselben Schaffot, auf welchem Ludwig's XVI. Haupt von Henkershand gefallen war. Sein Leichnam wurde auf dem Magdalenen-Kirchhof eingescharrt.

Sein Sohn Ludwig Philipp, gegenwärtig König der Franzosen, ist am 6. October 1773 im Palais-Royal geboren. Ist je ein Leben von Stürmen bewegt und von den mannigfachen Wechselfällen des Geschicks heimgesucht worden, so ist es das seine. Allein noch ist dieses Leben nicht vollendet; noch gehört es der Gegenwart an, und die Geschichte hat kein Recht darauf. Und wenn der Verfasser des von uns besprochenen Buches mit dem Jahre 1830 einen Einschnitt in dasselbe machen und es bis dahin als ein geschlossenes Ganzes ansehen will, so ist das einerseits eine Willkür, und andererseits hat er in der diesem Gegenstande gewidmeten Hälfte seiner ziemlich voluminösen Schrift wider seinen Willen dargethan, daß die Dinge ihm viel zu nahe liegen, als daß er einen klaren Blick und ein richtiges und unparteiisches Urtheil darüber haben könnte. Warten wir ab, bis noch mancher Keim zur Entwicklung, mancher Kampf zur Entscheidung gekommen ist, bis manche noch gährende Elemente sich geklärt und gesetzt haben. Hoffentlich stehen uns dann auch noch andere Quellen der Forschung zu Gebote, und vielleicht knüpfen wir dann den Faden wieder an, wo wir ihn jetzt abgeschnitten haben. E. D.

Die Befehrerin der Madame Dacier, zur Zeit der Zurücknahme des Ediktes von Nantes.

Die berühmte gelehrte Schriftstellerin, Madame Dacier, war die Tochter eines gewissen Tanneul-Lefebvre, der vom Kardinal Richelieu zum Aufseher der königlichen Druckerei gemacht worden war und ein Gehalt von zweitausend

send Livres bezog. Nach dem Tode des Kardinals wurde dieses Gehalt bedeutend verringert, so daß Lesèvre, um billiger leben zu können, Paris verlassen mußte. Er ließ sich in Langres nieder, wo er bei einem Freunde, dem Marquis von Francières, wohnte. Hier nahm er den reformirten Glauben an, unterrichtete auch seine Kinder darin und zeigte sich so eifrig in der Verbreitung seines neuen Bekenntnisses, daß man ihm einen Lehrstuhl an der Akademie von Saumur übertrug.

Es war im Jahre 1683, als er seine nachmals so berühmt gewordene Tochter mit Herrn Dacier verheirathete. Zwei Jahre später, um die Zeit der Zurücknahme des Ediktes von Nantes, wohnte sie mit ihrem Manne in Castres. Anstatt aber, wie so viele andere Reformirte, das Vaterland zu verlassen, schwuren sie Beide ihren Glauben ab. Die Befehrungen geschahen damals in Masse und in allen Ständen; es würde also nicht der Mühe verlohnen, die des Herrn Dacier und seiner Frau besonders zu erwähnen, wenn die beiden Ehegatten nicht selbst dafür gesorgt hätten, ihr eine gewisse Bedeutsamkeit zu geben, und die Art und Weise, mit der das Publikum von dem Schritte unterrichtet wurde, nicht darüber belehren könnte, wie man zu jener Zeit die Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche bewerkstelligte.

Man kann sich einen richtigen Begriff von der Natur dieser Ausföhnungen mit der Kirche machen, wenn man eine Korrespondenz aus Castres liest, die sich in dem Mercure Galant, dem verbreitetsten französischen Blatte jener Zeit, befindet. Sie ist vom 20. September 1683 datirt, angeblich an eine Dame gerichtet und dem Mercure zur Erbauung seiner Leser mitgetheilt.

„Sie werden unzweifelhaft mit vielem Vergnügen vernehmen — heißt es in diesem Briefe — daß Mademoiselle Bernard aus Rouen, die Sie durch ihre Romane so sehr für sich eingenommen, vor acht Tagen den Calvinismus abgeschworen hat. Da sie unendlich viel Geist besitzt, so läßt sich annehmen, daß sie den Irrthümern, in deren Kreis sie durch ihre Geburt gestellt wurde, nur nach reiflicher Ueberlegung und ernstlicher Erforschung der Wahrheit entsagt hat.

„Aber, Madame, es handelt sich nicht mehr darum, Ihnen von der Befehrung Einzelner zu erzählen, wie ich in mehreren meiner Briefe gethan; ich muß jetzt schon von der Befehrung ganzer Städte sprechen. Sr. Majestät, ihrem Eifer für den Ruhm Gottes und ihrer Huld für ihre Unterthanen folgend, haben mit liebevoller Sorge an dem Seelenheile derer gearbeitet, die in der sogenannten reformirten Kirche geboren sind. Seitdem haben sich viele von den Häuptern dieser Sekte im reinen Glauben unterrichten lassen, und da sie mehr Geist besitzen als die Andern, so besitzen sie auch mehr Fassungskraft, um zu erkennen, daß nur die katholische Kirche die wahre ist. Viele haben den Hergang ihrer Befehrung veröffentlicht; ich schicke Ihnen noch einige dieser schönen Werke zu.

„Als die weniger Erleuchteten sahen, daß die Talentvolleren unter ihnen, denen sie in ihrem Glauben gefolgt waren, übergingen, thaten sie ein Gleiches. Dies ist so wahr, daß die Umwandlung, die in dem religiösen Zustande der Stadt Castres eingetreten, als Folge des Uebertritts zweier Personen angesehen werden muß, die in ganz Europa durch ihren Geist berühmt geworden sind. Es ist dies Herr Dacier und seine Frau, deren Werke von allen Gebildeten so sehr geschätzt werden. Ihre Abschöpfung der sogenannten reformirten Religion hatte die Befehrung vieler Personen zur Folge, die eine von ihnen verfaßte Denkschrift über die Rückkehr zur katholischen Kirche unterzeichneten. Hierdurch wurden wieder Andere für die gute Sache gewonnen, und auf diese Weise begann die Befehrung des ganzen Languedoc. Folgende Antwort Dacier's an Herrn Mitou, der ihn in einem Briefe aufgefordert hatte, der Wahrheit die Augen zu öffnen, mag Ihnen dies beweisen:

„Castres, den 25. September 1683.

„Die Beweise Ihrer Freundschaft, mein Herr, die Sie mir in Ihrem Briefe geben, sind mir so theuer, daß ich denselben mit der innigsten Freude gelesen habe. Ich bin überzeugt, daß Sie von dem meinigen nicht minder erfreut seyn werden, denn er soll Sie benachrichtigen, daß wir, ich sowohl als meine Frau, sehr gute Katholiken sind. Wir würden es schon vor vier Monaten gewesen seyn, hätten wir nicht unsere Befehrung verzögern müssen, um sie Gott und dem Könige angenehmer und dem Lande nützlicher zu machen. Dies ist uns nun wirklich gelungen. Als wir uns erklärten, verpflichteten wir den größten Theil der Stadt, unserm Beispiele zu folgen. Vergangenen Donnerstag ließen wir unsere ausgezeichnetsten Mitbürger eine religiöse Denkschrift unterzeichnen, die ganz im Geiste des Königs abgefaßt ist. Dadurch werden auch noch die Zurückbleibenden gewonnen, und Castres ist in vier Tagen ganz katholisch; ja, wir haben Hoffnung, daß man im ganzen Languedoc unserm Beispiele folgen werde. Dies ist, mein Herr, die schönste Nachricht, die Sie empfangen konnten. Wenn, was wir gethan haben, in den Augen Seiner Majestät einigermaßen verdienstlich erscheinen sollte, so wünschten wir, daß es uns Ihnen näher brächte, denn wir, meine Frau wie ich, vermiffen Ihre Unterhaltung sehr. Wir bedürfen mehr als je eines Beispiels, wie Sie es uns geben könnten, aber wie sehr wir auch danach trachten, so überlassen wir die Sorge dafür der Vorsehung, aus Furcht, durch Schritte, die den Schein des Eigennuzes *) haben könnten, die heiligste und uneigennützigste aller Handlungen zu bestrecken. Thun Sie uns nur die Liebe, sich unserer immer zu erin-

*) Wer so gewissenhaft den „Schein des Eigennuzes“ zu vermeiden strebt, bei dem darf man das Daseyn des Eigennuzes mit Sicherheit voraussetzen.

nern und uns zu schreiben. Wenn man uns in unserer Zurückgezogenheit läßt, so werden wir nicht wagen, uns darüber zu beklagen, und immer einen Ort lieb behalten, wo wir durch Gottes Segen so schöne Früchte geerntet haben. Ich verbleibe u. s. w.“

Wir sehen, mit welcher Schlaueit Dacier und seine Frau in ihrer Frömmigkeit zu Werke gingen; doch scheint es, daß die wahren Beweggründe dieser Befehrung entweder unbekannt blieben oder absichtlich beschönigt wurden, denn in der Biographie Universelle heißt es in dem Artikel „Mad. Dacier“:

„Herr und Mad. Dacier waren Beide als Protestanten geboren und entsagten ihrer Religion im Jahre 1683, mehrere Monate bevor von der Zurücknahme des Ediktes von Nantes die Rede war. Um diesem Schritte alles Auf-fallende zu nehmen und sich von dem geringsten Verdachte des Eigennuzes frei zu halten, zogen sie sich nach Castres, der Vaterstadt Dacier's, zurück, und es bedurfte eines besonderen Befehles vom Könige, um sie nach Paris zurückzuführen.“

Die oben angeführte Korrespondenz des Mercure Galant beweist das gerade Gegentheil dieser Angaben und liefert zu den tausend vorhandenen ein neues Beispiel solcher Leute, die verzückt die Augen gen Himmel wenden und dabei verflochten nach den Schätzen der Erde schießen.

Mannigfaltiges.

— Hymnen für Kinder. Die geschäftige Jugendschriftstellerin Ebelia von Gumbert hat unter diesem Titel ein der englischen Kinderschriften-Literatur angehörendes, eben so poetisches als leicht faßliches und anspruchloses Büchlein auf deutschen Boden übertragen. Die funfzehn Hymnen, die uns ober vielmehr unseren Kindern hier dargeboten werden, sind sämmtlich Naturbetrachtungen, die unter dem Anschauen der Wunder dieser Erde zum Preise ihres Schöpfers sich erheben. Es sind Gedichte, aber ohne Vers und Reim, Psalmen, aber ohne schwächliche Nachahmung der unerreichbaren alten Hymnen und ohne den noch widerwärtigeren Ton frömmelnder Sentimentalität mancher neueren. Die deutsche Verlagsabhandlung *), die die sinnreichen Worte „Inter solia fructus“ zu ihrem Wahlspruche gemacht, darf diese dem kindlichen Gemüthe gewidmeten Blätter mit Recht als fruchttragende bezeichnen. Ueberdies sind sie von Herrn Ludwig Richter, einem tüchtigen Jünger der Holzschnidkunst, mit anmuthigen und sehr zum Herzen sprechenden Illustrationen ausgestattet, so daß das Ganze sich vorzugsweise zu einem Weihnachtsgeschenk für Kinder eignet, die bereits über die Wunder der Natur und die Allmacht Gottes denken gelernt haben.

— Mikrotechnisches Schriftbild. In Nr. 144 dieses Blattes befindet sich ein Aufsatz, überschrieben: Einiges zur Geschichte der Schreibkunst, worin unter Anderem auch Nachricht gegeben wird von sogenannten kalligraphisch-mikroskopischen Wundern alter und neuerer Zeit. Unter diesen letzteren habe ich namentlich ein jedem Preußen werthes vermiff, welches schon vor mehr als funfzig Jahren in der Universitäts-Buchhandlung in Frankfurt an der Oder meine Aufmerksamkeit auf sich zog, das der Verfasser jenes Aufsatzes aber nicht gekannt zu haben scheint, weil er es sonst gewiß nicht unerwähnt gelassen haben würde. Es ist dies nämlich ein Bild Friedrich's des Großen zu Pferde, wahrscheinlich durch Franzosen in den Unglücksjahren 1807 geraubt, 1813 von Moskau zurückgebracht und jetzt in dem Besitze der hiesigen Handlung der Herren Gebrüder Arnous. In einiger Entfernung glaubt man eine werthlose Zeichnung zu sehen, vermittelt eines Vergrößerungsglases zeigt sich aber, daß das Ganze aus Schrift und diese wieder aus dem ersten Gesange der „L'art de la guerre“ des großen Königs besteht. Hinter demselben befindet sich eine Nachricht, wo die Schrift beginnt und wo sie endet, in französischer Sprache. — Als Schreiber dieses Kunstwerks hat sich unter demselben ein gewisser Lisinau genannt, als Schreibort ist Königsberg und als Zeit das Friedensjahr 1763 angegeben, welches ihn wahrscheinlich zu dem riesenhaften Unternehmen vermocht hat. Ich habe mich für verpflichtet gehalten, den Herrn Bearbeiter des erwähnten Aufsatzes auf das Vorhandenseyn dieses Bildes aufmerksam zu machen, um ihn zu veranlassen, sich von dem Werthe desselben, in kalligraphischer Hinsicht, durch eigene Anschauung zu überzeugen, welche ihm die jetzigen Herren Besitzer, bei ihrer bekannten Humanität, gewiß mit Vergnügen gewähren werden. Jochims.

*) Berlin, Alexander Dunder.

Auf das

Magazin für die Literatur des Auslandes

wollen diejenigen auswärtigen Abonnenten, die es durch die Post beziehen, ihre Bestellungen pro 1846 noch in diesem Monate machen, damit sie die ersten Blätter des neuen Jahrganges nicht zu spät erhalten. Im ganzen Bereiche der preussischen Post-Anstalten kostet das „Magazin“ nur eben so viel als in Berlin (3 Thlr. jährlich und $\frac{3}{4}$ Thlr. vierteljährlich), wofür es hier den Abonnenten frei ins Haus gesandt wird.